

Trotz alledem

Auf der Suche nach dem Optimismus in der Wissenschaft

Seit den sozialen, wirtschaftlichen und gesundheitlichen Grenzerfahrungen der Pandemiezeit kommen wir nicht mehr zum Durchatmen. Wenn der russische Angriff auf die Ukraine eine Zeitenwende markierte, was sind dann der Angriff der Hamas auf Israel, die Eskalation im Nahen Osten, die Verwerfungen in den Gesellschaften weltweit? Dabei reicht fast alles, was jetzt zutiefst verunsichert, weiter zurück als drei Jahre – die Klimakrise, Kriege und Bürgerkriege, Polarisierung und Populismus. Wie erleben Menschen, die professionell die Welt beschreiben und erforschen, diese Zeiten? Was motiviert sie? Sehen sie Gründe für Optimismus? Können sie womöglich Positives beitragen? Gabriele Kammerer hat sich auf eine Recherche durchs WZB begeben.

Gabriele Kammerer

Ich weiß nicht, ob ich eine gute Quelle für Optimismus bin“, schreibt Michael Zürn auf die Anfrage hin. Früher sei er sogar für zu viel Zuversicht gescholten worden, aber inzwischen falle es ihm schwer, eine optimistische Grundhaltung zu bewahren. „Vor den Nachrichten drücke ich mich in gewisser Weise in diesen Tagen.“ Michael Zürn ist Direktor der Abteilung Global Governance, seit Jahrzehnten beschäftigt er sich mit internationalen Beziehungen, mit internationalen Organisationen – damit also, was die Welt zusammenhält. Wenn so einer schon resigniert die Zeitung zusammenfaltet, woher soll dann Hoffnung kommen?

Eigentlich stehe er als Tübinger in einer Art Wahlverwandtschaft zur Hegel’schen Fortschrittsdialektik, erklärt Zürn im direkten Gespräch. Über lange Zeit habe er viele positive Trends beobachtet, wie: weniger globale Armut, mehr Demokratien, weniger Diskriminierung,

stärkere internationale Organisationen. Die eigene Forschung war auch meist nicht defizitorientiert, sondern folgte der Frage, wie Frieden stabil wird, wie Staaten zusammenarbeiten. In der Bündelung der Krisen freilich bekomme sein Glaube ans Gute Kratzer, gesteht Michael Zürn. Manche seiner Kollegen aus dem Forschungsfeld der Internationalen Beziehungen betonten auch heute noch, es sei doch alles nicht so schlimm wie erwartet. Sie halten sich an Beispiele wie das des Internationalen Strafgerichtshofs, der auf viel Ablehnung gerade in afrikanischen Staaten stoße – ausgetreten ist bislang aber nur einer. Vielleicht, so gibt Zürn zu bedenken, geht es auch um ein kognitives Problem? Vielleicht gibt es mehr Horrorszenarien, weil sie weniger Fantasie, weniger intellektuelle Energie voraussetzen? Ist das Schlechte also schlicht leichter vorstellbar? Der Politikwissenschaftler belegt die These – die übrigens von der Hirnforschung gestützt wird

– mit einer Kostprobe des gut Denkbaren: Putin gewinnt in Osteuropa und Trump in den USA, Le Pen regiert in Frankreich, in Nahost ist Eskalation realistischer als eine Zweistaatenlösung, von der Klimakrise ganz zu schweigen.

Von der Kraft des Negativen weiß auch Dieter Rucht zu berichten. Der Soziologe hat seit Jahrzehnten Protestbewegungen im Blick, kann also nicht nur über den eigenen Optimismus Auskunft geben, sondern auch über den von Tausenden Engagierten. Bei Protestbewegungen sei es typisch, dass negative Zukunftsszenarien mit einem Aufruf zur Hoffnung – und

„Protestbewegungen verbinden negative Zukunftsszenarien mit einem Aufruf zur Hoffnung – und natürlich zum Engagement“

natürlich zum Engagement – verbunden werden. In vielen Fällen funktioniert das gut, wenn es etwa um Verteilungsfragen oder um Familienmodelle geht. Da lassen sich mit Anleihen aus der Wissenschaft konkrete Schritte entwickeln. Die Klimabewegung aber hat sich nach Ansicht von Dieter Rucht selbst eine Falle gestellt: „Die Betonung der zeitlichen Dringlichkeit, also die Ansage, es gebe nur noch eine Frist von zwei, drei Jahren, führt dazu, dass sie jetzt daran gemessen werden.“ Wenn innerhalb dieses Zeitraums nichts Entscheidendes passiert, werde der Frust groß. Und wie zuversichtlich ist Dieter Rucht selbst? In der historischen Betrachtung sieht er einen absolut positiven Trend. Im antiken Athen hatten Frauen und Sklaven keine Teilhabe, seitdem hat die Gesellschaft einen weiten Weg zurückgelegt. Hinter diesen Universalismus werde man nicht mehr zurückfallen, da ist sich der Forscher sicher. Sein Optimismus betrifft allerdings die Theorie, die Rechte und Normen. An die Praxis setzt Dieter Rucht ein banges Fragezeichen: „Was können wir gegen den in vielen Ländern erstarkenden Rechtsradikalismus tun ...?“

Vielleicht ist die Frage nach dem Optimismus aber auch falsch gestellt. Rucht will lieber von „Verpflichtung“ reden als von „Hoffnung“. 2003, als große Demos gegen den Irakkrieg Hundert-



Gabriele Kammerer ist Medienreferentin in der Abteilung Kommunikation und Chefredakteurin der WZB-Mitteilungen. gabriele.kammerer@wzb.eu

Foto: © WZB/Bernhard Ludewig, alle Rechte vorbehalten

tausende versammelten, zog er mit seinem Team los und fragte Einzelne: „Glauben Sie, dass Ihr Protest etwas bewirkt?“ 20 Prozent immerhin antworteten mit einem klaren „Nein“. Auf die weiterführende Frage: „Warum sind Sie dann hier?“, kamen Antworten wie diese: „Ich will vor mir bestehen können“, „Ich will meinen Kindern und Enkeln gerecht werden“ oder „Ich will das mir Mögliche geben“.

Optimismus brauchte Jeanette Hofmann von Anfang an. Allein schon in eigener Sache. Als sie nämlich in den 1990er-Jahren begann, wissenschaftlich zu Digitalisierung zu arbeiten, wurde das Phänomen „Computer“ belächelt und nicht für dauerhaft oder gar der Forschung wert befunden. Inzwischen allerdings mangelt es gerade hier nicht an Schreckensszenarien: Was, wenn die Maschine die Macht übernimmt? Was passiert mit der Arbeitswelt? Und was mit Meinung und Wahrheit? Dinge zu beschreiben,

„Moralische Panik im Bereich der Desinformation dient allzu oft dazu, Repression zu begründen“

sagt Jeanette Hofmann, bedeutet auch schon eingzugreifen – gerade wenn das Bild finster ist. Mit der Dystopie soll die Entwicklung zum Schlechteren verhindert werden: „Sonst würde man sich dem doch nicht aussetzen.“ Wobei die Politikwissenschaftlerin kritisch beobachtet, wenn Dystopien instrumentalisiert werden.



Moralische Panik im Bereich der Desinformation zum Beispiel diene allzu oft dazu, Repression zu begründen. Die „Angst vor der ungewaschenen Masse“, davor, dass jeder und jede mitreden dürfe, könne zu Einschränkungen der Meinungsfreiheit führen. Meinungsfreiheit aber ist für Jeanette Hofmann ein hohes Gut: „Jeder soll behaupten können, dass die Erde eine Scheibe ist.“ Weil es dafür eine gut informierte Öffentlichkeit braucht, die Ansichten diskutieren und beurteilen kann, ist ihr die Stärkung des Qualitätsjournalismus ein großes Anliegen. Gerne diskutiert sie darüber, mit Redaktionen oder Politiker*innen: „Es macht mir große Freude, Thesen zu testen – auch wenn Redaktionen zum Beispiel nicht gerne zuhören wollen, wenn ich die Zukunft der Medien kritisch betrachte.“

Hören Verantwortliche in Politik und Gesellschaft auf Forschende und deren Einsichten? Es könnte schneller gehen, findet Melinda Erdmann. Nun ist ihr Forschungsfeld eines, auf dem Veränderung besonders zäh zu erreichen scheint. Immer noch ist etwa der Bildungserfolg von Kindern in hohem Maße von ihrem sozialen Hintergrund abhängig. Stereotype und

Strukturen halten sich hartnäckig. An Erkenntnissen fehlt es nicht, es scheitert an der Umsetzung. Die Politik in Deutschland ist schwerfällig, was unter anderem an den zergliederten Zuständigkeiten in Bildungsdingen liegt. „Föderalismus, ja, auch so ein Thema“, sagt Melinda Erdmann und lächelt gequält. Die Wissenschaft könne freier denken als die Politik. Sie erinnert an den Vorstoß ihres Kollegen Marcel Helbig.

„An Erkenntnissen fehlt es nicht, es scheitert an der Umsetzung“

Mitten in der Coronazeit, als Schulen und Familien unter Lockdown und Fernunterricht litten, schlug er in einem Artikel in der „Zeit“ vor, die Schulzeit generell um ein halbes Jahr zu verlängern. Schulen könnten ohne Druck den verlorenen Stoff nachholen – und zuallererst mit Reisen, Festen und Projekttagen wieder ein Miteinander gestalten. Als Alternative skizzierte der Bildungsforscher straff organisierte Nachholprogramme, von denen vor allem jene Kinder profitierten, die leichter lernen und/

oder Unterstützung von zu Hause haben. „Welcher Ansatz ist eigentlich der verrücktere?“, fragte Helbig trotzig in seinem Artikel. Seine Vision aber fand keine Mehrheit.

Der Spielraum für Veränderung ist klein, oft bleibt er auf einzelne Projekte begrenzt. Melinda Erdmann hat ein solches Projekt begleitet: Im Rahmen des „NRW-Talentscouting“ bekamen Schüler*innen von Oberstufen in Nordrhein-Westfalen eine intensive individuelle Beratung zu den Ausbildungsoptionen nach dem Abitur. Die Intervention hat etwas verändert: Mehr Kinder ohne akademischen Hintergrund gingen an Universitäten, umgekehrt begannen Studienberechtigte mit studierten Eltern häufiger eine Ausbildung. Die Begleitung verringerte soziale Ungleichheiten und erhöhte die Passgenauigkeit der Bildungsentscheidungen. Ein Ergebnis, das Hoffnung macht. Oft sind aber gerade in der quantitativ ausgerichteten Forschung, der sich Melinda Erdmann verschrieben hat, die Tendenzen nicht so positiv. „Wir brauchen gewisse Fallzahlen; Ausreißer, auch erfolgreiche, drohen durchs Raster zu fallen.“

Für einen anderen Zugang, nämlich für qualitative Methoden, die einzelne Fälle genau analysieren, hat sich Julia Stier entschieden. „Ich will zuhören, individuelle Geschichten erfahren“, erklärt die Migrationsforscherin. Und blickt doch manchmal neidisch auf die Kolleg*innen

„Fake News und vorschnellen Urteilen kann sie etwas entgegenhalten“

mit den großen Zahlen: „Die Quantitativen tun sich leichter damit, allgemeine Empfehlungen zu geben.“ Zu ihrem Forschungsfeld hat sie gefunden, als sie als Studentin in Kontakt mit Geflüchteten in Deutschland und Italien kam: 2012 besetzten rund 100 Geflüchtete aus ganz Deutschland den Berliner Oranienplatz, um gegen die europäische und deutsche Asylpolitik zu protestieren. In Italien kamen 2014/15 viele Westafrikaner*innen übers Mittelmeer, sie

wurden aus der Zivilgesellschaft durch Street Work und Sprachunterricht unterstützt. Diese Erfahrungen haben Julia Stier geprägt; als Forscherin will sie zuhören, will erfahren, warum Menschen sich auf den riskanten Weg einer Flucht machen. Was sie dabei herausfindet, muss nicht unmittelbar in Politik münden. Aber manchen Fake News und vorschnellen Urteilen kann sie etwas entgegenhalten: etwa dass Seenotrettung Menschen in Afrika zur Flucht verleitet oder dass freiwillige Rückkehr humaner ist als Abschiebung.

Fünf Forschende, fünf Biografien, fünf Themenfelder. Was bringt sie dazu, sich jeden Morgen wieder an den Schreibtisch zu setzen, in den Austausch, ins Feld zu gehen? Ein gewisser Trotz ist bei allen zu hören. „Wir müssen ja

„Ein gewisser Trotz ist bei allen zu hören: Wir müssen ja hoffen“

hoffen“, sagt Melinda Erdmann, und Michael Zürn blickt mit Skepsis auf jene Kollegen, die sich „in der Rolle der kühl Beobachtenden wohlfühlen, die wiederholen, dass alles immer schlechter wird“. Erfahrungen während der Pandemie machten ihr Mut, berichtet Julia Stier. In der gesundheitlichen und gesellschaftlichen Notlage wurde auf die Wissenschaft gehört; es gab Chancen, faktenbasierte Elemente in die Debatte zu bringen.

Vielleicht hat aber auch Jeanette Hofmann Recht mit ihrer Einschätzung, dass in der Wissenschaft eher kämpferische Naturen arbeiten, Menschen also, die die Welt für änderbar halten, Dinge verstehen und durchdringen wollen – und ihre Motivation aus jedem kleinen Erkenntnisfortschritt schöpfen, der ihnen gelingt. Den Mut zu behalten, mag für die unter ihnen leichter sein, die schon länger dabei sind. Es habe schon immer Situationen gegeben, die ohne Ausweg schienen, sagt Michael Zürn, und dann ging es doch weiter. Für Hoffnung müsse man wohl „in die Langfristigkeit gehen“. Was immerhin voraussetzt, dass es eine Zukunft geben wird. ●